

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942

Mehr als die Menschen

urn:nbn:de:bsz:31-62042

dann stehe es schlimm um die deutsche Armee. Er, Herr Zengerle, sei auch Soldat gewesen und habe sogar den Krieg mitgemacht. Aber so etwas hätten sie sich nicht einmal in Feindesland erlaubt. Der Herr Feldwebel solle also eine Untersuchung des Falles einleiten. Die Sache sei insonderheit für den Seraphin unangenehm. Denn Herr Zengerle habe ein Gelübde getan, von jetzt ab, — es war eine Erbschaftsgeschichte —, die Er-

Seraphin wurde also gerufen. Er machte sehr verwunderte Augen, als er den Paten in den gelben Sonntagshosen beim Feldwebel fand. Aber auf den wahren Grund dieses Zusammenstehens kam er von sich aus nicht, da er von der Lage der einzelnen Grundstücke seines Paten keine Kenntnisse haben konnte. Allein nur zu bald klärte sich ihm die furchtbare Wahrheit auf, daß jenes Ehepaar, der böse Mann und die böse Frau, den Baum des Feldwebels vor den sehenden Augen von vier Leibgrenadieren stehenderweise der Apfel beraubt, aber auch, daß Seraphin seinen eigenen Baum geplündert hatte; und außerdem hätte der Feldwebel übel mit ihm gehaust und ihm wahrscheinlich auch den Kopf ein wenig geplündert, wäre nicht Herr Zengerle selber zugegen gewesen.

Der Feldwebel wollte Herrn Zengerle die Apfel bezahlen, aber dieser lehnte ab. Im Gegenteil! Er gab dem Seraphin trotz des Sündenfalls des frommen Mannes als Apfelextragnis einen Taler, was diesen sehr freute und rührte — nebst vielen guten Ermahnungen, die der Seraphin gleichfalls dankerfüllt hinnahm, wenn sie ihm auch nicht gerade einen Taler wert dünkten.

Daraus mag ein jeglicher Leser ersehen, daß Nehmen immer gefährlicher ist als Geben, und daß man nichts wegnehmen soll, wenn man nicht ganz sicher weiß, daß man dazu ein Recht hat. Sonst plündert man sich unter Umständen selbst aus.

Mehr als die Menschen!

Der Bürgermeister sah auf dem Ratszimmer und schrieb. Da klopfte es an. — „Herein!“ In das Zimmer trat ein alter Mann von verworrenem Aussehen. Die Nase schimmerte lichtblau und die Gestalt strahlte heftigen Brantweinduft aus. Es war der Kakenmartin. Diesen Kakenamen hatte er daher, daß er ab und zu eine fette Kake fing und verpeiste. — „Guten Tag, Bürgermeister. Da wär' ich also. Was wollt' Ihr von mir? Ihr habt mich doch rufen lassen?“ — „Martin! Meiner Frau fehlt seit vorgestern ihre gelbe Kake. Darüber ist sie ganz aus der Haut gefahren. Nun aber soll es bei Euch daheim nach Braten gerochen haben. Sagt es ehrlich! Habt Ihr die Kake gefressen?“ — „Ich? Ich? Ich Kaken fressen?“ — „Tut nur nicht so! Ihr habt die Kake verzehrt!“ — „So? Habt Ihr's etwa gesehen? Oder hat mich sonst jemand verwischt?“ — „Martin! Gebt der Wahrheit die Ehre! Unser Herrgott hat's gesehen. Und ihn muß man mehr fürchten als die Menschen!“ — „Untersucht meinen Magen! Wenn Ihr die Kake drin findet, so soll mir's recht sein. — übrigens, Bürgermeister, da ich doch gerade auf



Seraphin machte verwunderte Augen, als er den Paten beim Feldwebel fand.

tragnisse der einzelnen sieben Apfelbäume bei der Riesgrube seinen lieben sieben Taufpaten zu widmen. Seinem Seraphin, der der älteste und auch frömmste der Patenschar sei, dem habe er auch den ersten und wertvollsten Baum, den prächtigen Goldparmänenbaum, zugedacht. Jetzt sei Herr Zengerle nicht mehr imstande, sein Gelübde voll und ganz zu erfüllen, was ihn doppelt traurig stimme.

Dem Feldwebel ging ein Licht auf. Er hatte die Apfel selbst getrottet und sich des herrlichen süßen Mostes innig gefreut, allerdings aber bezüglich der goldgelben Farbe der Apfel einige Gewissensbisse darüber empfunden, ob diese wundervollen goldenen Apfel auch richtige dunkelrote Kackläpfel seien. Allein auch er beschwichtigte den nagenden Gewissenswurm mit allerhand schätzbigen Scheingründen, wie man sie immer leicht findet, wenn man darnach sucht, leichter als Seraphin den richtigen Baum fand.

dem Rathaus hin, so möchte ich gleich beantragen, daß die Gemeinde mir eine Armenunterstützung gibt.“ — Der Bürgermeister sank in den Stuhl zurück. „Ha! Ihr kommt mir gerade recht! Soll man Euch für Euer Betteln und Stehlen gar noch eine Prämie zahlen? Martin, da wird nichts draus!“ — „Da wird freilich was draus, Bürgermeister! Wenn Ihr mir keine Unterstützung gebt, so lauf ich stracks in den Rhein.“ — „Lauf! Lauf! Was du laufen kannst! Wenn's nicht schnell genug geht, so will ich gern anspannen lassen.“ — „Bürgermeister! Ich werde die Gemeinde bei unserem Herrgott verklagen.“ — „Lauf! Lauf! In den Rhein! Schnell!“ — „Aber vorher geh ich noch zum Bezirksamt und verklag dort Euch hartherzige Bauern.“ — Schon wollte der Martin zur Türe hinaus. — „Halt! Martin! Dageblieben! Dageblieben! Alter Narr!“ — Der Martin drehte sich wieder um. — „Wollt Ihr also eine Unterstützung bewilligen?“ — „Ich werde sehen! Ich werde sehen!“ — Jetzt zog der alte Martin ein unsagbar schlaues Gesicht. — „Seht Ihr, Bürgermeister, man muß halt unsern Herrgott mehr fürchten als die Menschen, sogar mehr als den Herrn Oberamtmann. — Was wollt Ihr mir also geben?“

Anna Grabnerin.

Novelle von Franz Hirtler.



te steht's drüben in Frankreich, Jörg? Weißt du was Neues?“ fragte der Adlerwirt von Marlen am Rheinstrom, als er dem Gast einen Schoppen Wein vorsetzte. Jörg Samenfint kniff eines seiner Spikbubenaugen in überlegenem Spott zu und sagte, während er nach dem Becher griff: „Der Jörg weiß vielleicht mehr als du vertragen kannst, Adlerwirt!“ Er trank einen gemessenen Schluck, strich seinen schwarzen Knebelbart und rief über den Tisch

hinweg: „Die freien Franken wissen gut, was sie wollen. Andere verstehen es noch nicht. Der Ludwig, der König, muß in den Saß nießen, bevor das Jahr herum ist. Denk daran, wenn's wahr geworden ist, ich hab's gesagt!“

Drei Bauern, die würfelnd am gleichen Tisch saßen, horchten auf. Einer fragte neugierig: „Was muß der König?“

„Er muß in den Saß nießen,“ erklärte Jörg Samenfint grinsend. So nennen sie es drüben, wenn einer um seinen Kopf kürzer gemacht wird. Das besorgt eine neuerfundene Maschine. Dabei fällt das Haupt in einen Saß.“

Der Adlerwirt schüttelte den Kopf.

„Die Guillotine! Glaubst du, Jörg, daß man mit der Köpfmachine Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit in die Welt bringt?“

„Freilich! Mit was denn sonst? Wer sich der neuen Ordnung nicht fügt, muß stumm gemacht werden . . .“

„Bemunft und Gewissen können sie damit nicht stumm machen,“ warf der Adlerwirt ein.

„Das sind so hochtönige Reden,“ sprach Jörg Samenfint mit überlegener Miene. „Wenn ihr drüben gewesen wäret und erlebt hättet, was ich mit meinen Augen gesehen habe, tätet ihr vielleicht anders reden!“ Er hatte zuletzt zu den aufhorchenden Bauern gesprochen. Diese schauten nachdenklich vor sich hin. Einer nickte und sagte: „Es ist aber doch nit so ganz verkehrt, was die Franzosen gemacht haben. Sie sind ihrer Herren ledig. Der Bauer muß sich nimmer von ihnen in die Suppe spucken lassen. Er hat sein Recht.“

„Ei zum Henker ja!“ rief erregt ein anderer. „Es gibt alte Schriften und Dokumente, darin unser gutes Recht geschrieben ist. Man sollte sie holen und dem ganzen Volk vorlesen.“

„Das ist Narrengeschwäh!“ entgegnete Jörg Samenfint mit starker Stimme und schlug die Faust auf den Tisch. „Überall hört man von alten Schriften und Dokumenten. Aber ihr werdet sie nirgends finden. Was tät uns auch der alte Blunder nützen? Das Recht müssen wir uns selbst schaffen. Jaget die Beamten und die, denen sie dienen, zum Teufel! Das haben die Franken uns vorgemacht.“

„Still! Nichts weiter davon, Jörg!“ sagte der Adlerwirt voller Unwillen. „Ich weiß, daß du es mit den Franzosen hältst. Laß die Blindwütigen in Paris machen, was sie wollen! Bei uns im deutschen Land wird man es ihnen nicht nachmachen. Ist denn das noch christlich, was die treiben?“

„Freilich, Adlerwirt, Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit, das ist allein das wahre Christentum! Ich kann es dir aus der Schrift beweisen. Oder meinst du, so wie es unsere Herren treiben, das sei christlich?“ Jörg Samenfint zog bei diesen